

24]

Jus und Recht.

Roman von Fred B. Gardt.

Nach wenigen Augenblicken brachte der Kellner eine Visitenkarte zurück, auf der mit steilen Buchstaben geschrieben stand, daß Mrs. Binker-Crighton Herrn Dr. Werner um vier Uhr in der Villa Esfriede erwarten würde. Und kurze Zeit darauf sah er die beiden Damen durch das Vestibül nach der Straße gehen. Die Ältere ging sehr gerade und stützte sich leicht auf den Arm der Jüngeren; der lange Wittwenschleier fiel würdevoll über die dunkle altmodische Mantille, die sie trug. Beim Hinausgehen sah die Jüngere einen Augenblick in den Spiegel und drückte sich mit der Hand die kleine Pelzkappe zurecht. Dabei fiel ihr ein Handschuh aus der Hand. Der Boy an der Türe hob den Handschuh auf, gab ihn zurück und sah von unten nach ihrem Gesicht. Sie dankte nur mit einem Kopfnicken. Als die Damen auf der Straße standen, drehte sich der Boy um und grinste einen glattrasierten Kellner an, der mit einem Tablett in der Hand vorbeiging. Sein frisches Dubengesicht hatte etwas schamlos Freches. Der glatte Kellner sah sich schnell um, und da er niemand im Vestibül bemerkte, grinste auch er und sagte etwas leise zu dem Boy. Der lachte und drehte sich nach der Türe um und sah auf die Straße.

Dr. Werner ging auf sein Zimmer, um die Urkunden, die er für die Unterredung brauchte, zurechtzulegen. Wie er die Schriftstücke durchsah, kam das Bild der Anderen deutlicher in seine Erinnerung, die hungerte und rohe abgearbeitete Hände hatte. — Keine Sentimentalitäten! — der Wittwenschleier? Sehr, sehr präventios — und das häßliche Grinsen des Boy. — Aber er hätte doch viel darum gegeben, dieser Unterredung überhoben zu sein.

Er betrat mit einem fast körperlichen Unbehagen die Villa Esfriede, wo Frau Binker-Crighton ihn im Empfangszimmer erwartete. Sie kam ihm einige Schritte entgegen und reichte ihm die Hand.

„O, ich kenne Sie schon, Herr Doktor. Sie sind der Anwalt meines Sohnes Felix. Er hat mir oft von Ihnen erzählt. Er ist sehr eingenommen von Ihnen.“

Das ist sicherlich nicht wahr, dachte Dr. Werner, und sein zweiter Gedanke war — sie weiß noch nichts von der Verhaftung.

„Sehr freundlich von Ihnen,“ antwortete er und verbogte sich gegen die Dame. — „es ist ein Irrtum, ich bin Sachwalter für Frau Berta Binker und habe dabei auch öfter mit Herrn Binker zu tun gehabt. Aber ich bin nicht sein Anwalt.“

„O, das ist ganz dasselbe. Aber pardon, darf ich Sie mit meiner Pflegetochter bekannt machen?“

„Maud — Dr. Werner. This gentleman ist Felix's solicitor.“ (Dieser Herr ist Felix's Anwalt.)

Die junge Dame saß am Fenster auf einem niedrigen Tabouret und hielt auf ihren Knien einen Stidrahmen, in dem eine Stiderei eingespannt war. Sie sah sich nicht um und nickte nur mit dem Kopfe.

„Please take a seat, Dr. Werner.“ (Bitte, setzen Sie sich.)

Dr. Werner rückte sich einen Stuhl an den runden Tisch. Auf der anderen Seite stand ein altmodisches geschweiftes Sofa, auf dem Frau Binker-Crighton Platz nahm.

„Darf ich fragen, Mrs. Crighton, wann Sie zum letztenmal von Ihrem Sohn gehört haben?“ leitete er die Unterredung ein.

„Ich glaube, den letzten Brief habe ich vor zehn Tagen erhalten.“

„Is it'n so Maud?“ (Ist es nicht so, Maud?)

Die junge Dame nickte und sah zum Fenster hinaus.

Das Unbehagen steigerte sich. Er mußte vorgehen.

„Ich bin leider mit Ihrem Sohn in ein sehr verhängnisvolles Berrwürfnis geraten,“ — und er gab ein Bild der Lage von Frau Berta.

„O, das wundert mich,“ — unterbrach Frau Binker-

Crighton, „mein Sohn zeigte sich stets so besorgt für Georgy und hat immer sehr reichlich für diese Frau gesorgt.“

Es schien ihr gleichgültig zu sein, daß ihre Schwiegertochter in Not war, aber es war ihr sichtlich unangenehm, daß Dr. Werner davon wußte.

„Das ist leider nur der Anfang,“ — fuhr Dr. Werner fort und schilderte die weiteren Verhandlungen mit Felix Binker. — „Darf ich fragen, zu welchem Zweck Sie Ihrem Sohn Generalvollmacht gegeben haben?“

Mißtrauen flackerte in den Augen von Frau Binker-Crighton auf.

„Felix schrieb mir vor ungefähr zwei Wochen, er brauche diese Generalvollmacht und ich habe sie unterschrieben und nach Berlin geschickt. Ich verstehe gar nichts von Geschäften,“ — fügte sie hinzu und strich mit der Hand über ihr Armband, als ob sie etwas Schmutziges entfernen wollte.

„Und Sie wissen nicht, was Ihr Sohn mit dieser Generalvollmacht bezweckt?“

Das Mißtrauen blieb in den Augen von Frau Binker-Crighton.

„Ist Ihnen nichts von einer Hypothek von 23 000 Mark bekannt?“

„Gar nichts. Was ist eine Hypothek?“

Das ist Pose, dachte Dr. Werner, aber er setzte ihr sachlich auseinander, wie die Hypothek zustande gekommen war und daß Felix Binker sie in ihrem Namen als ihr Generalbevollmächtigter für 3000 Mark erworben habe. — „Haben Sie ihm das Geld hierzu geschickt?“

„Ja?“ — Eine leichte Verlegenheit lag in ihrer Stimme — „nein, ich habe ihm kein Geld geschickt. Das hätte mir jetzt nicht recht gepaßt. Ich erwarte meine Möbel, und der Umzug und verschiedenes andere legen mir größere Ausgaben auf.“

Diese Lüge verdroß Dr. Werner und er sagte etwas schärfer als bisher: „Das dachte ich auch. Und mit dieser Hypothek pfändete Ihr Sohn in Ihrem Namen seine Frau.“

„But is impossible. I can't understand“ (Aber, das ist ja unmöglich, ich verstehe das nicht) — Frau Binker-Crighton rief dies fast ärgerlich aus, als ob man ihr etwas sagte, was sie nicht hören wollte.

„Doch, doch es ist so. — Bitte, hier sind die Urkunden, überzeugen Sie sich selbst.“ Und er schob ihr die Aktenstücke über den Tisch zu.

„Das verstehe ich nicht,“ wehrte Frau Binker-Crighton ab, ohne die Papiere aufzunehmen. „Er schrieb mir in seinem letzten Brief,“ — sie suchte in einer kleinen Ledertasche und zog einen Brief hervor — „das ist der Brief.“ — Sie suchte mit den Augen die Stelle. — „Hier, bitte, Sie können den Brief lesen — hier ist die Stelle“ — und sie reichte Frank Werner den Brief.

„Ich kaufte einen kleinen Schuldtitle für Dich“ — überfachte er laut. Er wurde sehr ernst. Also hatte er sich nicht gelüßt. Sie wußte nichts, wor unschuldig. Er sah auf und begegnete ihren forschenden, jetzt angstvollen Blicken. Er mußte zu Ende kommen! — Er legte den Brief vor sich auf den Tisch.

„Ich hatte Ihren Sohn dringend gewarnt. Mehrmals. Ich wollte im Guten mit ihm auskommen, aber er hielt nie Wort und nach diesem letzten“ — er stockte — „da konnte ich als Beistand für Frau Berta nicht anderes, ich mußte gegen ihn vorgehen. — Ach, die vielen Worte, die er machte! — Ich habe eine Anzeige gegen ihn einreichen müssen.“

„O, warum haben Sie das getan, hätten Sie doch Geduld gehabt!“

„Es ging nicht anderes, wirklich nicht. Ich habe lange Geduld gehabt, monatelang, aber jetzt konnte ich nicht anders. Ihr Sohn ist vor einigen Tagen in Dresden verhaftet worden.“

Er hatte die letzten Worte kaum aussprechen können und etwas gestottert.

„My God, it is impossible. Dr. Werner, tell me the through.“ (Mein Gott, das ist unmöglich. Dr. Werner, sagen Sie mir alles.)

„Es ist die Wahrheit, Mrs. Crighton, Ihr Sohn ist im Gefängnis.“

„Mein Gott, mein Gott! Maud, Felix ist in prison. Mein armes Kind!“ Sie schlug die Hände vor das Gesicht und warf sich in das Sofa zurück. Das junge Mädchen war aufgestanden und kam mit langsamen gleichmäßigen Schritten zum Sofa. Sie stellte sich an die Lehne und strich wie beruhigend der alten Dame über die Schultern. Aber sie sagte kein Wort. Auch Dr. Werner war aufgestanden. Er trat an das Fenster, den Rücken gegen die Damen. Er wollte der alten Frau Zeit lassen, sich zu fassen. Ihm war elend zumute.

Da sagte die junge Dame mit leiser Stimme: „Mutter will mit Ihnen sprechen,“ und sie setzte sich wieder an ihren Stuhl.

Er trat zu dem Sofa zurück, er mußte sich anstrengen, das Zittern seiner Stimme zu überwinden: „Glauben Sie mir, Mrs. Crighton, es tut mir aufrichtig weh, daß ich Ihnen diese Nachricht bringen muß“ — und leiser fügte er hinzu: „ich habe auch eine alte Mutter zu Hause und kann nachempfinden, was Sie fühlen.“

„O mein Gott,“ jammerte Frau Binker-Crighton, die noch immer die Hände vor das Gesicht hielt. „Wenn ich nur bei dem armen Jungen sein könnte und ihn trösten, ihn besuchen, ihm schreiben.“

„Das geht nicht, wenigstens jetzt nicht. Er ist im Untersuchungsgefängnis und Briefe würden ihn nicht erreichen.“

„Was soll aus uns werden, Maud?“

Die junge Dame zuckte mit den Schultern.

„Und der Skandal! Was werden die Leute denken! Wie glücklich! Colonel Max Dean und die alte Lady Fitz-James. Mein Gott, wenn die etwas erfahren würden!“

Wie konnte der Frau nur dieser Gedanke kommen! — Er nahm den Brief und überlas ihn noch einmal.

(Fortf. folgt.)

Der Dichter Dornenweg.

Im Verlag von Schuster und Loeffler ist ein Buch erschienen: „Der Dichter Dornenweg. Eine einseitige Literaturgeschichte“ von W. H. Nuland, das von dem Gogatha erzählt, das manches Dichters Erdenwallen war. Es scheint fast, als ob das Leid von der irdischen Bahn des Genius unzertrennlich sei, und als ob der Dichter die Gabe des Liedes, die eine gültige Fee ihm in die Wiege gelegt, durch tausend Entbehrungen, Qualen, Verfolgungen büßen müsse. Sein Los bedeutet in sich schon ein Schicksal, und herrlicher Werke Geburtsstätte ist mehr Schmerz als glückseligkeit. Die andern Menschen aber suchen dem „Fremdling vom andern Stern“ das Leben eher schwer als leicht zu machen. Vielleicht muß das so sein. Vielleicht wächst die Seele erst im Leide zur letzten Vollendung empor, und der Dichter muß alle Schmerzen, die der Menschheit zugebacht sind, hundertfach erleben, damit sie in ihm zum Liebe werden, an dem die Menschheit sich aufrichtet. Denn Dichterschmerzen werden im Gesange Menschheitsschmerzen. Wie der Dichter sie aber ausspricht, tragen sie Ueberwindung und Erlösung in sich; Kraft, die Dinge im größeren Sinne zu fassen und sie zu wandeln.

Alles Dichtertum, alles Künstertum birgt in sich schon Leid und Tragik. Selbst der sanfte idyllische Moerike war ein unglücklicher Mensch, und die Harmonie Goethes war mit unzähligen Wunden erkauft. Die Seele des Dichters ist ein Kampfplatz der Leidenschaften und Gewalten, und aus Streit und Widerstreit, an dem das Individuum fast zerbricht, erwächst das Werk. Vollkommenes Gleichgewicht ist keinem Schöpferischen gegeben. Mancher aber erliegt als Mensch den Mächten, die er im Liebe bezwingt. Und seltsam: gerade aus dem Erliegen saugt die Seele ihre besten Kräfte. Hölderlins Ueberchwang und Lenaus Schwermut wurden Wahnsinn, und wurden Poesie. Bürger erlag dem Weibe; aber im Gesang schwang sich seine Seele zu den Sternen. Poe ertränkte das Grauen vor den Mächten, die in ihm spukten, im Rausch der Gifte und des Alkohols; dichtend aber zwang er das Unheimliche in die Gestalt, das es allen sichtbar wurde. Und Hölth, Kobalitz, Heine saugten aus ihrem Siedtum die Säfte des Liedes. Schillers mächtiger Geist aber rang sich aus den Schmerzen eines kranken Körpers empor zu den lichten Höhen des Ideals.

Aber auch der Weg vom Erlebnis zur Ausgestaltung im Werte ist von Qualen begleitet, von Erschütterungen, die mancher dem Wahnsinn nahe bringen. Jubelndes Entzücken wird in der nächsten Minute tiefstes Verzagen, und das Ringen um die Form, um den Ausdruck ist oft mehr leidvoll als lustvoll. Tritt aber das Werk ins Leben hinaus, so beginnt es oft, aufs neue für den Dichter Schicksal zu werden. An das der Künstler sein Herzblut verschwendet, findet draußen laue Aufnahme oder gar harte Zurückweisung. Vielleicht ist es mitleidig. Vielleicht ist es zu neu in seiner Einstellung zum Leben. Vielleicht wird es erdrückt durch die Götzen der Mode. Manches ein Dichter findet nie das Ohr seiner Zeit, und wenn, nach einem Leben von Entbehrung und Verbitterung,

wie bei Grillparzer, spät der Ruhm kommt, findet er einen Tiefleidenden, der nichts mehr mit ihm anzufangen weiß. Und der Ruhm selber ist oft nur eine hohle Komödie, die Mißverständnis oder Laune inszeniert, oder die, mit einem Hinuntersteigen zur Gewöhnlichkeit gleich ist. Hier gibt es erschütternde Tragödien, in denen Seelen verbluten. Da ist der Verkannte, der tühne Persönlichkeitveränderer. Da ist der, dem ein Wert gelang, und der nun vergeblich sich abmüht, die Fortsetzung zu geben. Da sind die Halbtalente, die eine große Anlage in sich tragen; deren Vollbringen jedoch durch einen unbegreiflichen Mangel hinter der Absicht zurückbleibt. Da sind die Wegbahner, die nur säen, was ein Größerer erntet. Wenn man die Namen Günther, Reng, Grabbe, Conradt nennt, ahnt man etwas von diesen entseflichen Schicksalen hochbegabter Naturen.

Anderer Schicksale kommen mehr aus den äußeren Verhältnissen, aus dem Gegenstand des Dichters zur Umwelt, zur allgemeinen Denkweise in politischen, moralischen und religiösen Dingen oder aus seiner Stellung im wirtschaftlichen Existenzkampf. Kommünen wie Selbstherrscher haben sich mit Dichterblood besetzt. Mancher Dichter ist auch zum Opfer entsefelter Rößelinstinkte geworden, wie Oskar Wilde, oder der wetterwendischen Laune eines Despoten, wie Tasso. Der politisch-religiöse Märtyrerkatalog hebt bereits mit dem grauen Altertum an. In ihm prangen Namen wie Dante, Walter v. d. Vogelweide, Hutten, Milton, Rousseau, Beranger, Dostojewski. Die polnisch-russische Literaturgeschichte ist eine fortlaufende Geschichte politischer Verfolgungen. Bei uns war die Zeit des jungen Deutschlands (Heine, Freiligrath, Kinkel usw.) die Ära des politischen Märtyrertums. Auch um 1890 machten sich Verfolgungstendenzen bemerkbar; aber sie waren ein Vögeln schüchtern und trafen mehr die Werke als die Person. Nur Wedekind kam 1898 ins Gefängnis, weil er die Palästinafahrt des Kaisers befungen, und Panizza, weil er den lieben Gott beleidigt.

Der hungernde Dichter im Schuldiurn: das ist ein bekanntes Bild. Freilich hat es der Poeten immer gegeben, die sich auch auf die materiellen Dinge verstanden, und in heutiger Zeit scheinen die Herren recht viel Interesse auf das Geschäft zu verwenden. Aber die Cervantes, Diderot, Lessing, Balzac, Kleist, Strindberg waren alles andere als dachtende Börslaner, und mancher bedeutende Dichter hat sich ein Leben lang nur schwer die Not vom Halse gehalten, während betriebsame Schreiber verdienten. Die Ursache des sozialen Dichtereleids ist nun in zwei Quellen zu suchen. Dem wesentlich geistigen Menschen mangelt meist der Sinn der Erwerbsmenschen für die materiellen Werte und auch die Rücksichtslosigkeit im Ertraffen. Andererseits wird die Konjunktur nicht durch den absoluten Wert einer Schöpfung, sondern durch ihren Publikums-, d. h. meistens! Amüsierwert bestimmt. Dichten ohne Rücksicht auf das Publikum ist aber ein wenig nutzbringendes Geschäft, und wer sich nicht prostituieren will, noch kann, ist mit all seinen schönen Träumen dem Stund alsbald ausgeliefert oder, was oft noch schlimmer ist, der Wohlthätigkeit. Ich will hier nicht an Hille und Villenron erinnern, die allerdings eine besondere Unfähigkeit im Umgang mit dem heiligen Golde besaßen. Aber das Dichtereleid ist noch nicht ausgestorben und er wird auch nie aussterben. Die Welt der Träume verträgt sich nicht mit dem Geschäft, und man könnte statistisch nachweisen, daß die Poesie asthmatisch wird, wenn sie Fett anlegt.

Der Dichter Dornenweg! O, man könnte an dieser langen Kreuzesstraße noch manchen Märtyrstein aufrichten. Dichter werden heißt ein Schicksal auf sich nehmen. Wie sagt doch Bierbaum:

„Vorbeer ist ein gutes Kraut für die Saurenlöche. Wer's als Kopfbekleidung wünscht, wisse, daß es steche.“

P. S.

Tschul-Tschul.

Von John Galsworthy.

Wenn nach Ihrer Anschauung (fuhr Ferrand fort) in diesem Leben eine ausgleichende Gerechtigkeit herrscht, so sagen Sie mir bitte, wo sie in folgendem Falle zu finden ist.

Vor zwei Jahren war ich Dolmetscher in einem Hotel in Ostende und wartete oft am Strande viele Stunden auf die Dampfer, um meine Schäflein ins Schlachthaus zu befördern. Damals hatte dort ein junger Mann seine Bude aufgeschlagen, in der er billigen Schmutz und Tand feilhielt; ich kenne seinen Namen nicht, denn unter uns hieß er Tschul-Tschul, aber ich kannte ihn, denn wir Dolmetscher kennen einen jeden. Er kam aus Süditalien und gab sich für einen Italiener aus, aber von Geburt war er wahrscheinlich ein algerischer Jude; ein intelligenter Bursche, der genau wußte, daß es einem in jenen Tagen keineswegs zum Vorteil gereichte, ein Jude zu sein, ausgenommen in England. Nachdem man jedoch seine Nase und den schönen Krauskopf gesehen hatte, ließ sich nur noch wenig über die Sache sagen. Seine Kleider hatte ihm ein englischer Tourist geschenkt — ein Paar Flanelhosen, einen Gehrock mit Schößen und einen steifen Hut. Sonderbare Tracht, meinen Sie? Freilich, aber bedenken Sie nur, wie billig! Das einzige, was an ihm natürlich ausfiel, war sein Schlip: er hatte die Enden aufgetrennt und trug ihn ohne Krage. Er war klein und dünn, was einen kaum verwundern konnte, denn alle seine Maßzeiten bestanden aus einem halben Pfund Brot oder der gleichen Quantität Makkaroni mit

etwas Käse, und an einem Festtage gönnte er sich noch ein Stückchen Wurst dazu. In diesen Kleidern, die für einen wohl-besehnen Mann gearbeitet waren, sah er wie eine Vogelscheuche mit einem schönen großen Kopfe aus.

Diese „Italiener“ sind die Chinesen des Westens. Da die Lebensbedingungen dort unten unmöglich sind, wandern sie massenhaft aus wie die Heuschrecken oder wie die alten Bewohner Zentralasiens — ein regelrechter Heberfall! In jedem Lande gibt es Ber-eine, die ihnen behilflich sind, einen Handel anzufangen. Wenn sie einmal mit einer Drehorgel oder mit Juwelentand oder irgend etwas anderem ausgerüstet sind, leben sie rein von nichts, trinken nichts, geben überhaupt kein Geld aus. Ob sie rauchen? Jawohl, sie rauchen, aber erst muß man ihnen den Tabak schenken. Manchmal bringen sie ihre Weiber mit, häufiger jedoch kommen sie allein — sie können dann umso rascher Geld machen. Das Ziel, das sie im Auge haben, ist, einen Schatz von etwa fünftausend Mark zusammenzuschaffen und als reiche Leute nach Italien zurückzukehren. Wenn Sie den Italiener zuhause sehen, werden Sie zu Ihrem Erstaunen bemerken, wie er arbeiten kann, wenn er fern von seiner Heimat lebt, und wie sparsam er dann ist — ein richtiger Chinese. Tschul-Tschul war allein, und er arbeitete wie ein Sklave. Tagaus tagein stand er in seiner Bude, ganz gleich, ob die Sonne brannte, oder ob es stürmte; aber keiner konnte vorbeigehen, ohne daß er ihn anlächelte und ihm irgendeine Spielerei zum Kaufe anbot. Stets verjuchte er auf die Weiber Eindruck zu machen, denn sie waren seine besten Kunden — die Lebendamen. Ah, wie er sie mit seinen großen Augen ansah! Bei seinem Temperament hätte er gewiß schon sündigen wollen, aber wie Sie wohl wissen, kostet ein loses Leben Geld, und er gab keinen Heller aus. Seine Ausgaben beließen sich auf fünfzehn Pfennig für Essen und fünfundsiebzig Pfennig für ein Bett in einem „Casé“, wo es von dergleichen Brüdern wimmelte — eine halbe Mark per Tag, dreieinhalb Mark per Woche! Kein anderes menschliches Wesen kann so etwas lange aushalten.

Tschul-Tschul verkaufte Ware; seine besonders schwere Arbeit, meinen Sie? Versuchen Sie's nur eine halbe Stunde, versuchen Sie etwas Gutes anzubringen — und Tschul-Tschuls Sachen waren schnell — leuchtende Korallen, glänzende Steine, zu italienischen Nadeln und Broschen verarbeitet, Spielereien aus Cellulose. Oft sah ich, wie er des Abends vor lauter Müdigkeit einschlummerte, aber immer mit halbhoffenen Augen wie eine Katze. Mit ganzer Seele hing er an seiner Bude; er beobachtete alles — jedoch nur zu dem Zwecke, um seine Ware abzusetzen, denn nichts anderes interessierte ihn; er verachtete die ganze Welt um sich her — die Leute, das Meer, alle Vergnügungen; sie kamen ihm fremd und lächerlich vor. Er hatte seine Bude, und sein ganzes Dasein galt ihr allein.

„Ich komme vom Sünden“, pflegte er mir zu sagen und wies mit dem Kopf nach der See; „dort hat man's schwer. Dort drüben hab' ich auch ein Mädchen. Sie würde es wohl nicht bedauern, mich wiederzusehen — laum! Dort drüben aber verhungert man; bei allen Heiligen (zweifellos bediente er sich dieses Schwures, weil er christlich klang) man hat's schwer dort!“

Ich bin keineswegs sentimental erregt über Tschul-Tschul; er war durch und durch Egoist, aber das verhinderte ganz und gar nicht, daß er unter der Sehnsucht nach dem Sünden, nach dem Sonnenschein und seinem Mädchen litt — je egoistischer man ist, um so mehr hat man zu leiden. Er ertrug seine Qualen stumm wie ein Tier; aber wie er sagte: „Dort drüben stirbt man Hungers!“ Natürlich hatte er nicht so lang gewartet. Er hatte ja seine Hoffnungen. „Warten Sie nur ein wenig!“ pflegte er zu sagen.

An einem Regentage ging ich auf die Promenade, als kaum eine Menschenseele dort zu finden war. Tschul-Tschul hatte seine Bude mit einem Stück alten Segeltuch zugebedt. Er rauchte eine lange Zigarre.

„Hallo, Tschul-Tschul!“ sagte ich, „Du rauchst ja!“

„Jawohl“, sagte er, „das schmeckt!“

„Warum rauchst Du denn nicht jeden Tag, Du Geizhals? Es würde Dich wieder auf die Beine bringen, wenn Du hungri'g bist!“ Er schüttelte den Kopf. „Das kostet ja Geld. Die da kostet mich nichts. Jrgend so 'n Individuum gab sie mir — so 'n Engländer mit einem roten Gesicht — sagte, er könnte sie nicht rauchen. Er verstand absolut nichts, der Idiot — schmeckt famos, sag' ich Dir!“

Aber es war Tschul-Tschul, der absolut nichts verstand — er hatte gar zu lange keine Gelegenheit gehabt, sein Verständnis zu erproben. Es war interessant, ihn zu beobachten, wie er diese abscheuliche Zigarre förmlich zerkaute und auslutschte, sie schlürfte und einsog — ein wahres Schwelgen in Sinnlichkeit!

Das Ende der Saison kam heran, und wir Raubvögel, die wir alle von den Badegästen leben, machten uns zur Wandererschaft bereit; ich jedoch blieb noch dort, weil ich den Ort „gern habe — die hell-angefröhen Häuser, den Fischgeruch im Hafen, die gute Luft, die weiten grünen Bogen, die Dünen; etwas von alledem liegt mir im Blut, und es tut mir stets leid, wieder fortzugehen. Aber wenn einmal die Saison vorbei ist, kann man dort Hungers sterben, bei allen Heiligen!“ wie Tschul-Tschul zu sagen pflegte.

Eines Abends, ganz zuletzt, als kaum noch zwanzig Besucher im Orte waren, ging ich wie gewöhnlich in ein gewisses Café, das zwei Abteilungen hatte und wo jedermann hinkommt, der eine zweifelhafte Existenz führt — Zubälter, Komödianten, abgewirtschaftete Schauspielerinnen, Lebendamen, „Türken“, „Italiener“, „Griechen“ — kurzum

lauter Herrschaften, die gerne lange Finger machen — eine regelrechte Verbrecherkneipe, wo Betrüger und sonstige erfinderische Herren ihr Geschäft betreiben, sehr interessante Leute, die ich alle gut kenne. Sie waren fast sämtlich schon fort, so daß an jenem Abend nur ein paar von uns in dem Wirtshaus saßen und im Hinterzimmer nur drei Italiener. Dort ging ich hinein.

Bald darauf trat Tschul-Tschul ein, und es war das erstemal, daß ich ihn an einem Orte traf, wo man Geld ausgeben konnte. Wie dünn er war, mit seinem schwächtigen Körper und dem großen Kopf! Man konnte fast glauben, daß er eine Woche lang nichts gegessen hatte. Eine Woche? Nein, ein Jahr lang. Er ließ sich nieder und bestellte eine Flasche Wein; und sofort fing er zu plaudern und mit den Fingern zu schnalzen an.

„Haha!“ sagte einer der Italiener, „seht Euch doch Tschul-Tschul an! Wie leichtsinnig der auf einmal geworden ist! Hör' mal, Tschul-Tschul, laß' uns mittrinken — Du hast ja, scheint's das große Los gezogen.“

Tschul-Tschul ließ uns mittrinken und verlangte noch eine Flasche.

„Hoho!“ rief der zweite Italiener, „dieser Kerl da muß seine Familie begraben haben!“ Wir tranken — Tschul-Tschul rascher als alle übrigen. Kennen Sie jenen Durst, mit dem man trinkt, damit man wieder einmal sein Blut durch die Adern strömen fühlt? Die meisten können in einem solchen Zustand nicht mehr aufhören — sie trinken, bis sie unten Tisch fallen. Tschul-Tschul gehörte nicht zu dieser Sorte. Wie immer war er vorsichtig und auf die Zukunft bedacht. D, der hatte sich gut in der Gewalt; aber steter Tropfen höhlt den Stein; er wurde lustig — es gehört nicht viel dazu, um einen Italiener lustig zu stimmen, der monatelang nur von Wasser und halben Rationen Brot und Maffaroni gelebt hat. Auch war es offenbar, daß er guten Grund dazu hatte. Er sang und lachte, und die übrigen Italiener sangen und lachten mit ihm. Einer von ihnen sagte:

„Es scheint, unser Tschul-Tschul hat gute Geschäfte gemacht. Heraus damit, Tschul-Tschul, verrat uns, wieviel Du diese Saison gemacht hast!“

Tschul-Tschul jedoch schüttelte nur den Kopf.

Jeder von uns begann von seinem Profit zu reden, nur Tschul-Tschul grinste und schwieg.

„Heraus damit!“ sagte der andere, „nur kein Bandit sein — immer gradaus!“

„Meine sechshundert kann er doch nicht übertrumpfen,“ erklärte der dritte.

„Bei allen Heiligen!“ rief Tschul-Tschul plötzlich, „was sagt Ihr zu viertausend?“

Aber wir lachten nur.

„Lala!“ bemerkte einer, „er will uns foppen!“

Tschul-Tschul knüpfte seinen alten Gefrod auf.

„Hier!“ schrie er und zog vier Scheine heraus, jeden zu tausend Frank. Wie wir die Augen aufrißen!

„Nun könnt Ihr sehen,“ sagte er, „was Sparen heißt — nichts hab' ich ausgegeben — jeder Centime ist dabei! Jetzt keh' ich zurück — jetzt heirat' ich mein Mädchen; wünscht mir glückliche Reise!“ Wieder schnalzte er mit den Fingern.

Wir blieben noch einige Zeit beisammen und leerten eine weitere Flasche, die Tschul-Tschul bezahlte. Als wir auseinander gingen, war keiner von uns betrunken, nur Tschul-Tschul schwebte im siebenten Himmel, wie einer, der ein halbes Jahr lang gefastet hat. Am nächsten Morgen ging ich in dasselbe Café, um eins zu trinken, denn es gab nichts Besseres zu tun, — als plötzlich niemand anders hereingerannt kam als dieser selbe Tschul-Tschul! Ah! Aber heute schwebte er nicht mehr im siebenten Himmel. Er warf sich auf einen Stuhl an dem Tisch und die Tränen liefen ihm übers Gesicht, wie er den Kopf zwischen den Händen hielt.

„Sie haben mich ausgeplündert,“ weinte er, bis auf den letzten Sou haben Sie mich ausgeplündert; sie plünderten mich, während ich schlief. Ich hatte das Geld hier unter dem Kopfstifen; ich schlief darauf; es ist fort — jeder Sou!“ Er schlug sich an die Brust.

„Geh, Tschul-Tschul!“ sagte ich, „unterm Kissen weggestohlen? Unmöglich!“

„Was weiß ich!“ jammerte er; es ist fort, sag' ich Dir — mein ganzes Geld, mein ganzes Geld! Mein Kopf war schwer vom Wein —“ Er konnte nur immer wieder ausrufen: „Mein ganzes Geld, mein ganzes Geld!“

„Bist Du auf der Polizei gewesen?“

Er war auf der Polizei gewesen. Ich verjuchte ihn zu trösten, aber es half nicht viel, wie Sie sich wohl denken können. Der arme Kerl war außer sich.

Die Polizei tat nichts — wozu auch? Wäre er ein Rothschild gewesen, dann hätte die Sache anders gelegen, weil es aber nur ein armer Teufel von Italiener war, der alles verloren hatte, so — —!

Tschul-Tschul hatte am Tage vorher seine Bude, seinen ganzen Kram, seine sämtlichen Habseligkeiten verkauft, so daß er nicht einmal das Geld für eine Fahrkarte nach Brüssel besaß. Er mußte zu Fuß gehen. Er nahm Abschied — und noch heute sehe ich ihn vor mir, wie er fortzog, mit dem kleinen steifen Hut auf seinem schönen schwarzen Haar, und dem Schlips mit den aufgetrennten Enden. Sein Gesicht glich dem des Teufels, als er aus Eden ausgestoßen wurde!

Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, aber in all dem kann ich nur schwer die ausgleichende Gerechtigkeit finden, von der Sie sprachen."

Und Ferrand schwieg.

(Verechtlige Uebersetzung von L. Leonhard.)

Kleines Feuilleton.

Wenn der Zar reist. Wenn der Zar reist, bekommt er von den Fenstern seines Eisenbahnzuges aus nur die Rücken seiner Soldaten zu sehen, die in Abständen von 10 Fuß angeordnet sind, und wenn der Zug hält, Militär, Polizei, Popen und vielleicht in einiger Entfernung eine von der Polizei sorgfältig durchgeseibte jubelnde Menge. Der ganze Bahnhof steht unter schärfster polizeilicher Kontrolle und aller Verkehr ist völlig unterbunden. Wie das auf den Handel wirkt, ist ein besonderes Kapitel: „Ein einziges Mal (so erzählt Kurt Kraus in seinem demnächst bei Karl Curtius, Berlin, erscheinenden Reise-werke: „Der Zar und seine Juden“) ist der Zar eine längere Strecke die Wolga entlang gereist. Jeder russische Kaufmann betreuzigt sich heute noch voller Schreden, wenn er daran denkt. Fünf Tage vorher und fünf Tage nachher waren sowohl die Wolga, die Hauptverkehrsader des europäischen Rußlands, wie auch alle Bahnstrecken ringsum für jeden Verkehr, auch für jeden Güterverkehr gesperrt. Diese Zarenreise hat dem russischen Kaufmann Millionen gekostet, und es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß der Zar nicht einmal weiß, was die Wolga für sein Reich bedeutet, denn mit eigenen Augen hat er von ihrem riesigen Verkehr nichts zu sehen bekommen. Einen Zarenbesuch in Moskau habe ich persönlich miterlebt. Wie es dabei zugeing, ist zu charakteristisch, als daß ich darüber schweigen könnte. Ich wohnte damals bei einem russischen Großkaufmann, einem bis dahin durch und durch „loyalen“ russischen „Untertan“. Aber das Unglück wollte, daß sowohl seine Fabrik außerhalb der Stadt, wie sein Geschäftshaus in der Stadt auf der Route lag, die der Zar nach den Informationen der Polizei passieren würde. Drei Wochen vor dem Zarenbesuch durchsuchte die Polizei sowohl die Fabrik wie das Geschäftshaus von oben bis unten, vom Dach bis zum Keller hinab. Und dann wurden alle Dachlammern und Bodenräume polizeilich versiegelt. Sie waren damit für Wochen völlig unbenutzbar. Eine Woche vor dem Zarenbesuch erschien der Reviervorsteher und verlangte binnen 48 Stunden eine zuverlässige Liste über alle Personen, die in Betrieben des Großkaufmanns beschäftigt waren. Die Liste sollte den Namen jedes einzelnen enthalten, sein Geburtsjahr, den Geburtsort, die Religion, das Datum, an dem er zugezogen, und einen Vermerk über die politischen Anschauungen des Betreffenden. Außerdem eine Liste über alle Personen, welche nach Ansicht des Kaufmanns in den drei Tagen vor und nach der Ankunft des Zaren in seiner Fabrik und in dem Geschäftshaus der Stadt aus- und eingehen mußten. Dem Kaufmann schmol die Stirnader, aber er beherrschte sich. Da er weit über 1000 Personen beschäftigte und auch sein Geschäftshaus in der Stadt reichlich frequentiert wurde, sei es ihm nicht möglich, ohne Hilfe der Polizei dem Ansuchen nachzukommen. Der Reviervorsteher sollte ihm ein Dutzend Polizisten zur Verfügung stellen. Ihnen wolle er alles Gewünschte nach bestem Wissen in die Feder diktiert. So geschah es denn auch, und wie diesem Kaufmann erging es vielen anderen."

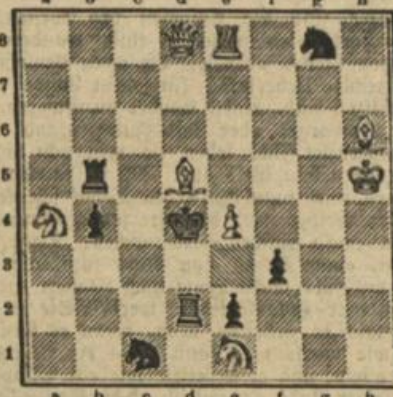
Haushirtschaft.

Taette, ein neues Genußmittel. Dem bisher siegreich wie ein asiatischer Eroberer über das Erdenrund vordringenden Joghurt scheint, wenn nicht alle Zeichen trügen, ein bedauerlicher Konkurrent in der Taette zu entstehen, einer sauren Dickmilch, die in den skandinavischen Ländern seit unvorordenlichen Zeiten bereitet wurde und deshalb auch mit dem phantasievollen Namen „Die Milch der alten Germanen“ besetzt wird. Die Taette ist ebenso wie Joghurt, Kefir und Kumsch ein Gärungsprodukt, das durch Bazillenwirkung entsteht. Und zwar vergärt der Milchsücker der Milch in Milchsäure und Alkohol. Während nun aber Joghurt und Kefir durch spezifische Kleinlebewesen erzeugt werden, handelt es sich hier, wie Untersuchungen ergeben haben, die Dr. Löbel in der Medizinischen Klinik mitteilte, bei der Taette um ein Produkt, das durch das Zusammenwirken mehrerer Mikroorganismen entsteht. Zunächst beteiligt sich ein Milchsäurebazillus daran, dann ein Streptococcus und dann ein Deseptila (Saccharomces). Mit Hilfe eines Kulturgemisches dieser drei Mikroorganismen kann man sich ohne weiteres die Taette herstellen, und zwar soll die Zubereitung leichter sein als beim Joghurt. Der Geschmack dieser Dickmilch ist etwas säuerlich und pikant. In ihrer Verdaulichkeit wird sie von keiner anderen Sauermilch übertroffen. Ferner schreibt man ihr auch eine große Desinfektionskraft im Darne zu. Ein Weg mehr zur Unsterblichkeit wird nun Elias Metchnikoff in Paris, der unermüdbare Manager des Joghurt sagen, wenn er die Biologie der Taettepilze studiert. Hat er doch den Joghurtessern ein langes Leben voraus-gesagt, das sich dann fast bis zur Unsterblichkeit steigern läßt, wenn neben dem Joghurt noch der Glycobacterbazillus vorhanden ist. Hier wird also die Taette als Konkurrenz eintreten und noch mehr Menschen unsterblich machen, als es bisher der Joghurt getan hat. Und ebenso werden von diesem Wundermittel die Dicken dünn und die Dünnen dick werden, gerade so, wie sie es glauben.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.

Unser Turnier
Motto: „Doppelt Zoug bis“



24 (1. Dd5-b4)

In der „Russischen Schachzeitung“ behauptet Dr. Bernstein, die beste Verteidigung gegen 1. d4, d5; 2. Sf3 bestehe in 2. ... c6! (Alapin). Nachstehend zur schachpädagogischen Beleuchtung dieser Verteidigung eine Partie.

Damenbauerneröffnung.

Attakinski. Defondarow.

1. d2-d4 d7-d5

Der allgemeine Sinn einer jeden „Eröffnungsphase“ besteht im wesentlichen in einem Ringen der Parteien um den Doppelschritt beider Zentrumsbauern, was das Hauptbedürfnis der Eröffnungsphase, die Figuren-Entwicklung, erfahrungsgemäß am raschesten und am vollkommensten fördert. Im gegebenen Falle von 1. d4, d5 wird es sich also darum handeln, e2-e4 (bezw. e7-e5) für sich möglichst anzukämpfen oder für den Gegner zu verhindern.

2. Sg1-f3

Dies heißt „Damenbauerneröffnung“. Bei 2. c4! (heißt „Damengambit“) könnte zwar auf dxc4 der erwünschte Zug e2-e4 erfolgen, aber Schwarz hat die Möglichkeit, durch das Bauernopfer 2. ... e5 (!?) im erwähnten „Ringen“ dem Gegner zuvorzukommen. 3. B.; 3. d5, d4; 4. e3?, Lb4?; 5. Ld2, d6; 6. LxL1, e4?; 7. Ke2, fxc3!; 8. Txc3, Lg4! etc.) Der Textzug soll also durch Vereitelung dieser Eventualität den Zug e2-e4 erst vorbereiten.

2. ... c7-c6!

Begegnet dem zitierten Plane des Gegners insofern, als dann der Gambitbauer (dxc4) wenigstens eventuell behauptet werden könnte, was mit sonstigen Zügen nicht erreicht wird. Gleiche Bauernzahl.

3. e2-e4!

Bei einer Vorbereitung wie z. B. 3. e3, würde Schwarz mit 3. ... Lf5!; 4. c4, e6!; 5. Db3?, Dc7 etc. seine Entwicklungsschwierigkeiten mehr haben. Der Textzug verhindert nämlich die Entwicklung des Lc8, z. B.: 3. e4!, Lf5?; 4. ed, ed (Dxc5); Sc3 nebst event. e2-e4 5. Db3 (* wie oben) 5. ... Dc7 (Auf d7 würde die Dame mit Se5 zu befalligen sein) 6. Sc3, e6; 7. Lf4! (Dieser Angriff war bei der analogen Wendung mit 3. e3 nicht möglich) 7. ... Db6 (Schwarz muß den B7 gedeckt halten) 8. Dxc4, axb6; 9. Sb5 etc. Weiß steht besser.

3. ... d5xc4

4. e2-e3

Hier könnte Weiß zwar (unter Zurückgehoim des Gambitbauern) zum erstrebten Zuge „e2-e4“ sofort kommen, verzichtet aber hierauf einzuwillen, um noch immer dem Lc8 seine gute Entwicklung zu gestalten. Rämlich: 4. e4!, Sf6; 5. e5 (Sc3, b5 mit der Drohung b5-b4); 5. ... Sd5; 6. Lxc4, Lf5; 7. Db3, Dd7; 8. Sc3, e6 etc. (Schwarz legt die Figurenentwicklung durch Dc7 nebst Sd7 durch.) Inwiefern der ein-

chränkende Textzug die Entwicklung des Lc8 noch hinaushält, ist aus nächstfolgender Blöße ersichtlich.

4. ... b7-b5!

Minder gut wäre 4. ... Lf5 (Nach Lg4; Lxc4 droht Lxc7 nebst event. Se5?); 5. Lxc4, e6; 6. Sc3, Sf6; 7. Se5 etc. Weiß wird (mit Dc2 oder f2-f3) die Einengung des Lf5 mittels „e3-e4“ leicht durchsetzen. Der Textzug behauptet einweitesten wenigstens den Bauer.

5. a2-a4 Dd8-b6

Falls 6. Se5, so 6. ... Sd7!

7. Df3, SxS; 8. dxc5, Lb7 etc.

6. ... c6xb5

7. b2-b3

Auf 7. Se5 folgt 7. ... Sf6! 8. b3, Sbd7!; 9. bc, SxS; 10. dxc5, Sd7; 11. eb, Lb7! 12. Lb2, e6; 14. Ld4, Le5 nebst event. Td8 mit starkem Angriff für den Bauer.

7. ... c4xb3

8. Dd1xb3 b5-b4?

Richtig war durch 8. ... Sf6!; 9. Lb5?, Sbd7; 10. Se5, e6; den Bauer mit Ausgleich aufzugeben. 3. B.; 11. Sc3 (Lxc4, SxL1 oder SxS, LxS!) 11. ... Tb8! 12. Da4, a6; 13. LxS4, SxL; 14. SxS (0-0), Db3; Dc6, Db7 (Kus-gleich) 14. ... LxS; 15. Dxa7, DxD; 16. TxD, Lb4; 17. Kd2, Ke7; 18. Lb2, Thc8 etc. Gier für Schwarz günstig.

Hiermit sind unsere schachpädagogischen Erläuterungen beendet. Den tatsächlichen Verlauf der weiteren spannen den Partie bringen wir nachstehend in geschränkter Form: 9. Db3-d5, Lf8-b7; 10. Lf1-b5?, Lb7-c6; 11. Sf3-e5!, e7-e6!; 12. Lb5xc6?, Db6xc6! 13. Dd5xc6?, Sb8xc6; 14. Se5xc6, Ta8-e8! (Dies ist die Pointe!) 15. Kc1-e2!, Tc8xc6. Nun kommt noch folgendes in der essante Endspiel. 16. Txa7, Se7; 17. Tb7, Sc8; 18. Ld2, Tb6; 19. Tc7, Tb8; 20. Thc1, Sb6; 21. Tc6! (Sonst Ld6) 21. ... Le7; 22. f3 (etwas besser war g3) h3! h3!, obgleich auch hier nach Ld3; Ta7, Se8; 24. Ta4, Le7; 25. Lxb4, Kd7; Te4, Tb7!; LxL, Sb6; Tcb4, KxL etc. ein Gewinn schwerlich nachweisbar ist); 22. ... Ld8; 23. Ta7, Sc8; 24. Ta4, Kd7 (Einsacher war auch hier 24. ... Le7; 25. Lxb4; Kd7 wie oben) 25. Te4, b3; 26. Tcb4, Ld7; 27. Txc7 (h3, Sb6 nebst event. Sd5) 27. ... LxT; 28. Tb4 (h3 gewann den Bauer, jedoch ohne Gewinnansichten) 28. ... Lxh2; 29. Tb7!, Ke8; 30. f4 (Lb4, Lg3; Sd2, b2; La3, Lh4 ist nicht besser) 30. ... Lg3; 31. Tc7, Se7; 32. Lb4, Lh4; 33. e4 (g3, Sd5; Tc8?, Ld8) 33. ... f5; 34. g3, Lf6; 35. e5, Sd5; 36. Tc8?, Ld8; 37. La5, Kd7; 38. Tb8, Te8; 39. LxL, TxL; 40. Tb7!, Se7; 41. Txb3, Ta8. Remis.